

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 15 (1939)  
**Heft:** 42

**Artikel:** Pan Kasimir  
**Autor:** Koskull, M. L. von  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-753746>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Pan Kasimir

Erlebnis aus dem Weltkrieg • Von M. L. von Koskull

Es war im Sommer 1917. — Ich war dem anglo-russischen Feldlazarett als Rote-Kreuz-Schwester zukommandiert worden. Wir standen hoch oben in den Karpathen, nahe der ungarischen Grenze, nur wenige Kilometer von der Front entfernt. Unsere Arbeit bestand darin, die Verwundeten auf Bahnen, die zwischen zwei Pferden befestigt waren, auf den unfahrbaren Knüppeldamm-Wegen bis zu uns hinaufzutransportieren und sie dort zu verbinden und zu verpflegen. Es war eine ermüdende, nervenaufreibende Tätigkeit.

Das Bergabreiten war mühsam genug, aber erst das stundenlange mühsame Hinaufbegleiten des Verwundeten-Zuges! Die Qualen der in ihren Bahnen durch den unregelmäßigen Tritt der Pferde hin und her geschüttelten Verwundeten mitanschen zu müssen, — die Schmerzenslaute und Klagen zu hören, die Rufe nach der Mutter, den nächsten Angehörigen. — Das alles mußte täglich stundenlang ertragen werden. Und doch waren unsere Leiden nichts im Vergleich zu denen der unglücklichen Soldaten.

In den ersten Tagen hatte ich oft das Gefühl, als müßte ich fliehen. Einfach seitwärts in den dichten Bergwald hineinreiten — nur noch die Bäume sehen und die Felsen und die Alpenblumen. — Vergessen, daß es dort unten einen männermordenden Krieg gab, daß es Blut und Wunden gab und zertrümmerte Glieder und blutgeschossene Augen. — Feigheit war dies — gewiß —, oder schwache Nerven. Man überwand dies alles — natürlich —, man blieb bei seinem Zuge und ritt auf und ab, an all den Bahnen entlang, versuchte Mut zuzusprechen, zu trösten: «Bald, bald werden wir am Ziele sein!» — Doch an dies «bald» glaubte man ja selbst nicht. Unendlich langsam ging es vorwärts. Schritt vor Schritt — achtzehn Kilometer lang!

Nachdem ich vier Tage diesen Begleitdienst versehen hatte, glaubte ich mich am Ende meiner Kräfte. Ich war fest entschlossen, um Ablösung zu bitten. Lieber den ganzen Tag in den Baracken und Verbandstation arbeiten, als diese Marterterrite weiterhin zu ertragen.

Ich ließ mich beim Bevollmächtigten unseres Lazaretts melden. Er war Pole. Sein Name tut nichts zur Sache. Allgemein wurde er von Aerzten, Schwestern und Sanitätern nur «Pan Kasimir» genannt. Ich hatte ihn bisher nur flüchtig gesprochen, nun stand ich vor ihm in seinem Büro. Dies Büro war eine Erdhütte, wie alle unsere Behausungen dort oben am Paß. Eine geräumige Grube, deren glaslose Fenster gerade eben über den Waldmoosboden emporragten und deren Dach aus Brettern und Tannenzweigen bestand. Pan Kasimir saß an seinem Schreibtisch, der aus Medizinkisten gezimmert war. Sein Sessel war gleichfalls eine Kiste. Er hielt einen scharfgespitzten Rotstift in der Hand, mit dem er Randbemerkungen auf eine Liste schrieb.

«Sie wünschen, Schwester?» fragte er in seinem scharfakzentuierten Russisch. — Ich brachte mein Anliegen vor.

Seine blonden Brauen waren leicht zusammengezogen. Die Augen blickten nicht auf. Ich stellte Betrachtungen über die Länge seiner leicht nach oben gebogenen Wimpern an, über den leuchtenden Goldton seines Haares, über die mädchenhafte Zartheit seiner Haut. — Wie kann ein Mann bloß so gepflegt aussehen hier oben, bei dem Leben, das wir führen? fragte ich mich. Wie kann er seine Uniform so tadellos gebürstet und gebügelt halten, seine Hände so sauber, seine Haare so glatt? — Im stillen verglich ich ihn mit unseren russischen und englischen Aerzten, die etwas darin zu setzen schienen, als Höhlenmenschen einherzuwandeln.

«Also Sie möchten abgelöst werden? — Ich verstehe. — Zarte Nerven... So das übliche. — Weil Sie die Qualen der Verwundeten während des Transports nicht mitanschen können, wollen Sie eben diesen Verwundeten noch größere Qualen bereiten, indem Sie sie unseren braven, aber völlig verständnislosen Sanitätern überlassen? — Von wem wollten Sie denn abgelöst werden? — Daß die Aerzte nicht täglich hinunter können, wissen Sie. — Und von den Schwestern? — Können Sie mir eine nennen, die im Reiten genügend trainiert ist, diese Art körperlicher Anstrengung auszuhalten?»

Ich schwieg voll Unmut.

«Sagen Sie mir das eine, Schwester? — Sind Sie physisch mitgenommen oder seelisch?»

«Ich glaube, nur seelisch.»

«Gut, darf ich Sie dann bitten, morgen wieder mitzureiten?»

Ich nickte nur und ging hinaus. Aerger erfüllte mich. Nur seelisch! — dachte ich böse. Für diesen Menschen gibt es das wohl überhaupt nicht: seelisches Leiden.

Mein Groll gegen den glattgebürsteten und geschneigten «Chef» gab mir jedoch das nötige Quantum an

Kraft und Energie. Ich war entschlossen, mich ihm gegenüber nicht wieder schwach zu zeigen.

Am nächsten Nachmittag saß ich bereits auf meinem Kirgisienpferdchen «Mascha», zum Abritt bereit, als ich, zu meinem Erstaunen, Pan Kasimir selbst zu Pferde an der Spitze unseres Zuges erblickte. Als ich zu ihm herantritt, sagte er kurz: «Ich werde Sie heute ablösen. Sie können zurückbleiben, Schwester.»

«Danke, Pan, es ist nicht nötig, ich bin bereit, mitzureiten.»

Er sah mich einen Augenblick prüfend an und sagte dann, wie mir schien, mit leicht ironischem Tonfall: «Gut, dann reiten wir beide.» Während des holprigen Abstieges wurden keine weiteren Worte zwischen uns gewechselt.

Das Verladen der Verwundeten aus dem Frontlazarett ging sehr langsam vonstatten. Die ersten Notverbände waren zum Teil noch nicht angelegt worden. Die beiden jungen Aerzte arbeiteten feberhaft. Die schweren Geschütze donnerten ringsum. Die ungarische Bergartillerie war in voller Tätigkeit. Alle Augenblicke wurden neue Verwundete herangeschleppt.

«Pan Kasimir, unsere Bahnen sind jetzt alle besetzt. Wir können niemanden mehr mitnehmen», meldete ich.

«Gut, dann bleiben Sie hier unten, ich reite mit hinauf und komme gleich wieder mit der nächsten Kolonne zurück.»

«Dann wird es bereits dunkel sein.»

«Haben wir nicht einen Mond am Himmel?» Wieder der ironische Tonfall.

Ich wandte mein Pferd und machte mich auf eine Wartezeit von fünf Stunden gefaßt. Nun, ich konnte solange mithelfen. Zu tun gab es auch hier unten genug.

Um zehn Uhr abends war Pan Kasimir mit dem neuen Zuge zurück, und unser nächtlicher Aufstieg begann. Ich ritt zunächst ganz hinten im Zuge. Der Mond war nur dreiviertel voll und das Licht höchst unsicher. Die Pferde stolperten und schnauften. Die Bahnen schwankten. Die Verwundeten stöhnten.

Wie grauenvoll ist das alles, dachte ich. Noch viel schlimmer als am Tage.

Der Pan war an der Spitze umgekehrt und ritt jetzt langsam den Zug entlang auf mich zu. Ich sah seine Silhouette nur undeutlich gegen den Nachthimmel.

«Wie steht es mit den Seelenschmerzen?» fragte er. Als ich nicht antwortete, fuhr er fort: «Wissen Sie, Schwester, daß keinem von uns diese Zustände erspart bleiben? Das Kriegsgemetzel versucht uns alle umzuschweißen, nicht nur die Kämpfenden. Ich habe nur ein Mittel dagegen gefunden: schonungslose Selbstirritation. — Wenn ich Sie heute früh in vielleicht ein wenig unsanfter Weise auf diesen Weg weisen wollte, so müssen Sie das entschuldigen. Sie dürfen deshalb nicht glauben, daß ich keine ‚seelischen Schmerzen‘ kenne. — Doch wir müssen sie in solchen Momenten ignorieren. — Aergern Sie sich ruhig über mich, um so leichter wird Ihnen das Mitreiten fallen. — Und nun wollen Sie sich, bitte, zur Abwechslung an die Spitze begeben.»

In dieser Nacht ist Pan Kasimir nicht einmal hinabgeritten, wie ich vom englischen Chefarzt am nächsten Morgen erfuhr.

Ein halbes Jahr war vergangen. Die russische Revolution hatte uns erst die Kerenski-Regierung, hierauf die Bolschewiken beschied. Das anglo-russische Lazarett war aufgelöst worden. Unsere Armee desertierte. Es war ein heilloser Durcheinander. In der Ukraine gab es noch eine Art Regierung. Doch schon rückten die Bolschewiken auf Kiew los, was sie dann auch im Januar 1918 eroberten. Was nun folgte, war eine Schreckensherrschaft. Ein sinnloses Morden und Brennen. Von Angst gejagt, lief man durch die leeren Straßen auf der Suche nach etwas Eßbarem. Doch die meisten Läden waren verrammelt, und nur selten gelang es, durch die Hintertür von einem verschütteten Händler einen Wurstzipfel oder etwas Mehl zu ergattern. Schwerebewaffnete Banden durchzogen die Stadt auf der Suche nach verkleideten russischen Offizieren.

Wenige Tage nach der Einnahme der Stadt befand ich mich wieder auf solch einem Streifzuge. Ich lief sehr schnell durch die vereisten, windgepeitschten Straßen. In Schwesternkleid und dünner Lederjacke; denn irgend welche bessere Ueberkleider oder Schuhe wurden kurzerhand von den Eroberern «requiriert».

In einer der Nebenstraßen, die in scharfer Steigung zum «Kreschtschik» (der Hauptstraße) hinabführt, traf ich auf einen Trupp Bolschewiken, die mehrere Gefangene mit sich führten. Ich wußte, was das bedeutete: die Unglücklichen wurden zum «Kriegstribunal» ins Schloß geführt. Dort hausten die Bolschewikenspitzen. Das Gerichtsverfahren dauerte nur wenige Minuten.

Hierauf wurden die Opfer im Hofe erschossen. — Scheu sah ich zu den Gefangenen hinüber. — Auf einmal erkannte ich den einen von ihnen. Es war Pan Kasimir! Ohne Mantel, die Hände in den Hosentaschen vergraben, ging er mit seinem eleganten, leicht federnden Schritt über den frostknirschenden Schnee. Den Kopf hatte er leicht zurückgeworfen, und sein glattscheiteltes Haar sah aus, als käme er geradewegs vom Friseur. Sogar rasiert ist er, dachte ich, und fand mich im nächsten Augenblick gerade auf ihn zugehen, als wollte ich ihn begrüßen. Er nickte mir lachend zu. Stehenbleiben konnte er natürlich nicht; so lief ich einige Schritte neben dem kleinen Trupp her. — «Dies ist das Ende», sagte er leise auf Englisch, immer noch lächelnd. «Zum Glück friere ich so entsetzlich, daß ich mich eigentlich aus Erschießen freue. — Sie wissen ja von damals her, daß ich den seelischen Schmerzen nicht nachgebe. Die körperlichen sind schwerer zu überwinden.»

«Keine Unterhaltungen! Weitergehen!» brüllte einer der Schwerebewaffneten.

«Alles Gute!» sagte Pan Kasimir noch und wandte sich nach mir um. — Was sollte ich antworten?

Was sagt man zu jemandem, der zum Tode geführt wird? — «Auf Wiedersehen!», war ebenso unmöglich wie «Lebe wohl». Unschlüssig stand ich da. Wie eine kurze Vision stand unser Mondseinritt in den Karpathen mir plötzlich vor Augen. Dreimal war er damals die Strecke hinaufgeritten... «Ich danke Ihnen!» rief ich ihm zu, und noch einmal ganz laut: «Ich danke Ihnen!»

Ich selbst wußte eigentlich nicht, warum ich das tat. Vielleicht würde er es wissen.

Grauenvolle Tage und Nächte folgten. Ich glaube, daß ich nicht mehr an Pan Kasimir gedacht habe. Es gab allzu viel Ängste um die Allernächsten auszustehen. Da plötzlich traf ich den Polen auf einmal nicht weit von der katholischen Kirche auf der Straße. Immer noch ohne Mütze und Mantel lief er eilig mit seinen elastischen Schritten dahin. Ich traute meinen Augen nicht.

«Pan, sind Sie's wirklich?»

«Ja, denken Sie, ich bin entkommen. Man schleppte mich damals mit den anderen zum Schloß. Dort mußten wir eine Weile warten. Auf einmal fiel mir ein, daß ich noch allerhand Dokumente in den Taschen hatte. Ich sah sie durch und fand den Paß eines der englischen Autoführer aus unserem Lazarett. Mein eigener Paß war Gott sei Dank nicht dabei. Als wir zum «Verhör» geführt wurden, schlug ich kolossalen Krach. Ich sei Engländer, Mitglied der Sanitätsmannschaft des anglo-russischen Hospitals, stände unter direktem Schutz der englischen Botschaft in Petrograd — hier sei mein Paß. Niemand hätte das Recht, mich zu arretieren oder abzuurteilen.

Die Wirkung war momentan. Mit vielen Entschuldigungen und irgendwelchen dummen Erklärungen wurde ich entlassen. Etwas peinlich war es mir allerdings den Kollegen gegenüber. So ähnlich, als ob man beim Kartenspiel mit Freunden Unsummen gewinnt und dann sofort «kalte Füße» bekommt und sich empfiehlt. Die anderen waren sämtlich russische Offiziere. Ich wußte, daß es für sie kein Entrinnen geben konnte. — Doch als hartgesottener Egoist nahm ich natürlich das Himmelsgeschenk meiner Freiheit mit Dankbarkeit an und entschlüpfte eiligst aus dem Schlosse.

Das einzige, was mich ärgert ist, daß ich jetzt immer noch frieren muß! Denn wo könnte man sich heutzutage einen Mantel beschaffen? — Uebrigens, Schwester, ich wollte Sie noch etwas fragen. Sie haben sich damals zum Schluß noch bei mir bedankt. Wofür eigentlich?»

«Damals wußte ich's nicht. Jetzt glaube ich's zu wissen. Dafür, daß Sie mich gelehrt haben, seelische Schmerzen in handlungsheischenden Momenten zu ignorieren.»

«Richtig, das war ja damals in den Karpathen.» Und gedankenvoll fügte Pan Kasimir hinzu: «Ob Todesangst wohl auch zu den ‚seelischen Schmerzen‘ zu rechnen ist?»

Monate später, als wir bereits wieder zeitweilig von der Bolschewikenherrschaft in Kiew befreit worden waren, traf ich zufällig einen jungen Musiker, der damals auch mit dem Polen zusammen abgeführt worden war. Ich entsinne mich nicht mehr, wie er entkam. Aber was er mir über Pan Kasimir erzählt hat, werde ich nie vergessen: Als er auf Grund des vorgewiesenen englischen Passes freigelassen worden war, hatte er erklärt, er ziehe es vor, das Schicksal der Kameraden zu teilen. Das bolschewistische Tribunal jedoch, in seiner Angst, ausländische Regierungsvertreter gegen sich aufzubringen, hatte es energisch abgelehnt, dies Anerbieten anzunehmen.